

(Nachdruck verboten.)

85]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß.

Nikolajew trat schnell durch das Büfettzimmer in den Speisesaal. Er war blaß, seine Augenlider waren dunkel, die linke Wange zitterte fortwährend krampfhaft und über ihr unter der Schläfe trat ein großer, dicker blauer Fleck hervor. Komaschow erinnerte sich mit qualender Deutlichkeit der gestrigen Schlägerei, verbarg sich, ganz zusammengekrümmt mit verzerrem Gesicht und mit einem Gefühl unerträglich Bedrücktheit infolge dieser schimpflichen Erinnerung, hinter der Zeitung und schloß sogar die Augen.

Er hörte, wie Nikolajew am Büfett einen Kognat forderte und wie er sich von jemand verabschiedete. Dann fühlte er Nikolajew an sich vorübergehen. Die Tür schlug gegen die Schwelle. Und plötzlich hörte er einige Sekunden darauf aus der Tür hinter seinem Rücken ein vorsichtiges Geflüster:

„Sehen Sie sich nicht um. Bleiben Sie ruhig sitzen. Hören Sie zu.“

Es war Nikolajew, der das sagte. Die Zeitung zitterte in Komaschows Händen.

„Ich habe eigentlich nicht das Recht, mit Ihnen zu sprechen. Aber zum Teufel mit diesen französischen Feinheiten. Was geschehen ist, ist geschehen. Aber ich halte Sie trotz allem für einen anständigen Menschen. Ich bitte Sie — hören Sie wohl, ich bitte Sie: nicht ein Wort von meiner Frau und anonymen Briefen. Haben Sie mich verstanden?“

Komaschow, den die Zeitung vor seinen Kameraden verdeckte, neigte langsam den Kopf. Draußen knirschte Sand unter den Füßen. Erst fünf Minuten später wandte Komaschow sich um und blickte hinaus. Nikolajew war nicht mehr da.

„Herr Leutnant,“ stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Ordonnanz vor ihm, „Herr Oberstleutnant lassen bitten.“

Im Saal waren an der schmalen Rückwand ein paar P'ombretische zusammengestellt und mit grünem Tuch bedeckt. An ihnen saßen die Richter mit dem Rücken nach dem Fenster; infolgedessen waren ihre Gesichter dunkel. In der Mitte saß in einem Sessel der Vorsitzende, Oberstleutnant Migunow — ein dicker, hochmütiger Herr, ohne Hals, mit runden, hochgezogenen Schultern; zu seinen beiden Seiten — die Oberstleutnants Masalski und Lech, weiterhin rechts — die Hauptleute Osadtschi und Peterson, links — Hauptmann Duvernois und Stabs Hauptmann Doroschenko, der Regimentszahlmeister. Der Tisch war ganz leer, nur vor Doroschenko als Protokollführer des Gerichts lag ein kleiner Haufen Papier. In dem großen leeren Saal war es kühl und dunkel trotz des draußen herrschenden strahlend hellen Wetters. Es roch nach altem Holz, nach Schimmel und Möbelüberzügen.

Der Vorsitzende legte seine beiden großen weißen vollen Hände mit dem Rücken auf das Tisch Tuch, betrachtete beide nacheinander aufmerksam und begann in hölzernem Tone:

„Unterleutnant Komaschow, das Offiziersgericht, das auf Befehl des Regimentskommandeurs zusammgetreten ist, fühlt sich verpflichtet, die näheren Umstände des unglückseligen, unerhörten Vorfalles im Offizierskasino, der sich gestern abend zwischen Ihnen und Leutnant Nikolajew zugetragen hat, aufzuklären. Ich bitte Sie, mit möglichster Ausführlichkeit den Vorgang zu erzählen.“

Komaschow stand vor ihnen, ließ die Hände herabhängen und zerrte am Mützenrande. Er fühlte sich so gehetzt, so unglücklich und besangen wie nur je in seinen Schuljahren bei einem nicht bestandenen Examen. Mit abgerissener Stimme gab er in konfusen und unzusammenhängenden Sätzen, die beständig von ungeschickten Einschüebungen unterbrochen waren, die gewünschten Aufklärungen. Gleichzeitig ließ er seine Blicke von einem Richter zum anderen gleiten und erwog in Gedanken ihr Verhalten zu ihm. Migunow war gleichgültig, er schien wie versteinert, aber die un-

gewohnte Rolle eines Gerichtsvorsitzenden und die schreckliche Macht und Verantwortlichkeit, die mit ihr verbunden waren, schmeichelten ihm. Oberstleutnant „Brehm“ blickte mit traurigen und fast weibischen Blicken drein — „ach, mein lieber Brehm, weißt du noch, wie ich dir zehn Rubel abgeborgt habe?“ Der alte Lech markierte ein ernstes Gesicht. „Er ist heute nüchtern, unter seinen Augen hängen Säcken wie tiefe Schrammen. Er ist nicht mein Freund, aber er hat selbst im Kasino verschiedentlich so viele tolle Streiche ausgeübt, daß die Rolle eines strengen und unbengsamen Verteidigers der Offizierslehre für ihn sehr vorteilhaft ist. Osadtschi aber und Peterson — sind wirkliche Feinde. Geseglich bin ich allerdings berechtigt, Osadtschi abzulehnen — der ganze Streit ist ja wegen seiner Totenmesse entstanden —, aber ist das nicht ganz einerlei? Peterson lächelt ganz leise mit einem Mundwinkel. In diesem Lächeln liegt etwas Ekelhaftes, Gemeines, Schlangenhaftes. Weiß er wirklich von den anonymen Briefen? Duvernois macht ein schläfriges Gesicht, und seine Augen gleichen großen trüben Äugeln. Duvernois liebt mich nicht und Doroschenko ebensowenig. Der Leutnant, der nur immer über seine Gage quittiert und nichts bekommt! . . . — Ihre Sache steht schlecht, lieber Jurij Alexejitsch.“

„Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ unterbrach Osadtschi ihn plötzlich. — „Herr Oberstleutnant gestatten mir, eine Frage zu stellen?“

„Bitte,“ nickte Migunow gewichtig.

„Sagen Sie, Unterleutnant Komaschow,“ begann Osadtschi wuchtig und langgedehnt — „wo waren Sie, bevor Sie in diesem unmöglichen Aufzuge im Kasino erschienen?“

Komaschow errötete und fühlte, wie sich seine Stirn mit dichten Schweißtropfen bedeckte. „Ich war . . . ich war . . . nun, an einem Ort —“ und er fügte fast flüsternd hinzu: „in einem öffentlichen Hause.“

„Ah, Sie waren in einem öffentlichen Hause?“ wiederholte Osadtschi absichtlich laut mit grausamer Deutlichkeit. „Wahrscheinlich haben Sie in diesem Hause etwas getrunken?“

„Ja, das habe ich,“ antwortete Komaschow kurz.

„So-o. Weitere Fragen habe ich nicht,“ wandte Osadtschi sich an den Vorsitzenden.

„Also Sie waren dabei stehen geblieben, daß Sie Leutnant Nikolajew Bier ins Gesicht gossen. Fahren Sie jetzt in Ihrer Erzählung fort,“ sagte Migunow.

Komaschow erzählte unzusammenhängend, aber aufrichtig und ausführlich die Einzelheiten des gestrigen Vorfalles. Er wollte schon ungeschickt und schamhaft etwas von der Neue einfließen lassen, die er wegen seines gestrigen Benehmens empfand, aber da unterbrach ihn Hauptmann Peterson. Er rieb wie beim Waschen seine gelben knöchernen Hände mit langen Totenfingern und blauen Nägeln und sagte mit krampfhafter Höflichkeit, fast freundlich, in dünnem, einschmeichelndem Tone:

„Nun ja, alle diese schönen Gefühle machen Ihrem Herzen alle Ehre, aber sagen Sie uns, Leutnant Komaschow . . . haben Sie vor diesem unglückseligen und schimpflichen Vorfalle niemals in Nikolajews Hause verkehrt?“

Komaschow wurde aufmerksam, sah auf Peterson, sah auf den Vorsitzenden und erwiderte barsch:

„Ja, das habe ich; aber ich verstehe nicht, was das mit der Affäre zu tun hat.“

„Bitte, einen Augenblick. Antworten Sie, bitte, nur auf die Fragen,“ unterbrach ihn Peterson. „Ich möchte Sie fragen, haben Sie nicht irgendwelche Veranlassung — nicht dienstlicher, sondern häuslicher, sozusagen familiärer Natur — zur Feindschaft gegen Nikolajew?“

Komaschow richtete sich auf und blickte mit unberholendem Haß in die dunklen, schwindstüchtigen Augen Petersons.

„Ich war bei Nikolajews nicht häufiger als bei meinen anderen Bekannten,“ sagte er laut und scharf. „Und irgendwelche Feindschaft hat zwischen ihm und mir früher nicht bestanden. Alles kam plötzlich und unerwartet, weil wir beide nicht nüchtern waren.“

„Ha—ha—ha, von Ihrer Trunkenheit haben wir schon gehört,“ unterbrach Peterson ihn wieder. „Aber ich möchte Sie nur fragen, hatten Sie nicht vor diesem Zusammenstoß

schon mit ihm irgendeinen Konflikt? Keinen Streit, verstehen Sie wohl, sondern einfach ein Mißverständnis, irgendwelche gespannten Beziehungen auf Grund irgendwelcher Privatangelegenheiten? Nun, sagen wir Abweichen in den gegenseitigen Ueberzeugungen, oder irgendeine kleine Intrige. Ah?"

"Herr Vorsitzender, kann ich nicht die Antwort auf einige der mir vorgelegten Fragen schuldig bleiben?" fragte Romaschow laut.

"Ja, das können Sie," erwiderte Wigunow kalt. "Sie brauchen, wenn Sie es nicht wollen, überhaupt keine Ausagen zu machen oder können sie schriftlich beibringen. Das ist Ihr gutes Recht."

"In diesem Falle erkläre ich, daß ich auf keine der mir von Hauptmann Peterson vorgelegten Fragen antworten werde," sagte Romaschow, "es ist so besser für ihn wie für mich."

Man fragte ihn noch nach einigen unbedeutenden Einzelheiten und dann erklärte der Vorsitzende ihm, er wäre entlassen. Aber man ließ ihn noch zweimal kommen, um ergänzende Erklärungen abzugeben, einmal am selben Tage abends, das nächste Mal um vier Uhr morgens. Selbst einem in praktischen Dingen so unerfahrenen Menschen wie Romaschow wurde klar, daß das Gericht die Angelegenheit sehr fahrlässig, unvernünftig und außerordentlich unvorsichtig betreibt, so daß viele Irrtümer und Taktlosigkeiten mit unterliegen. Die schlimmste Ungehörigkeit war, daß trotz der ausdrücklichen und genauen Bestimmung des § 149 des Disziplinarreglements, der strenge jede Mitteilung der Vorgänge vor Gericht verbietet, die Mitglieder des Gerichts sich müßigen Geschwäzes nicht enthielten. Sie erzählten die Vorgänge vor Gericht ihren Frauen, die Frauen ihren Bekannten in der Stadt, diese den Schneiderinnen, Hebammen und sogar der Dienerschaft. Binnen vierundzwanzig Stunden wurde Romaschow zum Stadtgespräch und Held des Tages. Wenn er über die Straße ging, sah man ihm aus den Fenstern, aus Pforten, Gärten, durch Spalten im Zaun nach. Weiber deuteten mit Fingern auf ihn, und er hörte beständig hinter seinem Rücken in schnellem Flüsterton seinen Namen nennen. Niemand in der Stadt zweifelte daran, daß zwischen ihm und Nikolajew ein Duell stattfinden würde. Man wettete sogar um den Ausgang.

Als er morgens um vier Uhr ins Kasino ging und Lyskatschews Haus passierte, hörte er plötzlich, wie jemand ihn beim Namen rief.

"Julij Alexejitsch, Julij Alexejitsch, kommen Sie doch!" Er blieb stehen und richtete den Kopf in die Höhe. Katja Lyskatschew stand hinter dem Zaun auf einer Gartenbank. Sie war in einem leichten japanischen Morgenrock mit dreieckigem Ausschnitt, der ihren zarten, reizenden Mädchenhals freiließ. Und die ganze Gestalt war so rosig, frisch und appetitlich, daß Romaschow sogar fröhlich zumute wurde.

Sie beugte sich über den Zaun, um ihm ihre kalte und vom Waschen noch feuchte Hand zu geben. Und gleichzeitig plapperte sie lispelnd:

"Wahum kommen Sie nicht zu uns? Erzählen Sie sich, Ihre Freunde zu vergessen. Sie Beser, Beser, Beser . . . Pst . . . ich weiß alles, alles," machte sie plötzlich große, erschreckte Augen. "Nehmen Sie das und hängen es um den Hals, bitte, bitte, hängen Sie es um."

Sie zog aus ihrem Kleide, direkt aus der Brust ein Amulett aus blauer Seide an einem Band und steckte es ihm hastig in die Hand. Das Amulett war noch warm von ihrem Körper.

"Hilft das?" fragte Romaschow scherzend. "Was ist es denn?"

"Ist ein Geheimnis, wagen Sie nicht zu lachen. Gottloser. Beser."

"Ich bin jetzt augenscheinlich in Mode. Prächtiges Mädchen," dachte Romaschow beim Abschied von Katja. Aber er konnte sich auch zum letztenmal nicht enthalten, wieder in der dritten Person von sich mit einer hübschen Phrase zu denken:

"Ein gutmütiges Lächeln glitt über das finstere Gesicht des alten Kaufhaldes."

Am selben Abend wurde er wieder vor Gericht gerufen, jetzt schon zusammen mit Nikolajew. Die beiden Feinde standen fast nebeneinander vor dem Tisch. Sie sahen sich nicht einmal an, aber jeder fühlte trotz der Entfernung die Stimmung des anderen und geriet in heftige Erregung. Beide blickten hartnäckig und unverwandt auf den Vorsitzenden, als dieser den Gerichtsbeschuß verlas:

"Das Offiziersgericht des 11. Infanterieregiments, bestehend aus folgenden Mitgliedern," folgten Namen und Rang der Richter, "unter Vorsitz des Oberleutnant Wigunow, hat nach Untersuchung des Vorfalles im Offizierskafino zwischen Leutnant Nikolajew und Unterleutnant Romaschow entschieden, daß in Anbetracht der schweren, gegenseitigen Beleidigungen der Streit dieser Offiziere auf friedlichem Wege nicht geschlichtet werden kann und daß als einziges Mittel zur Wiederherstellung der getränkten Ehre und der Offizierswürde ein Zweikampf dient. Die Ansicht des Gerichts ist vom Regimentskommandeur bestätigt worden."

Nachdem Oberleutnant Wigunow die Entscheidung vorgelesen hatte, nahm er die Brille ab und schob sie ins Futteral. "Es bleibt Ihnen noch übrig, meine Herren," sagte er mit feinerer Feierlichkeit, "sich jeder zwei Sekundanten zu wählen und sie um neun Uhr heute abend hier ins Kasino zu schicken, wo sie mit uns zusammen die Bedingungen des Zweikampfes ausarbeiten werden. Uebrigens," fügte er aufstehend und das Brillenfutteral in die hintere Rocktasche schiebend, hinzu: "übrigens hat die eben verlesene Entscheidung des Gerichts für Sie keine bindende Kraft. Jeder von Ihnen hat völlige Freiheit, sich zu schlagen, oder . . ." er breitete die Hände aus und machte eine Pause . . . "oder den Dienst zu quittieren. Dann . . . sind Sie frei, meine Herren . . . Noch zwei Worte. Nicht mehr in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Gerichts, sondern als älterer Kamerad möchte ich Ihnen, meine Herren Offiziere, raten, bis zum Duell den Besuch des Kasinos zu meiden. Das kann nur zu neuen Zusammenstößen führen . . . Auf Wiedersehen!"

Nikolajew machte kurz kehrt und ging mit schnellen Schritten aus dem Saal. Langsam hinter ihm folgte Romaschow. Ihm war nicht schrecklich zumute, aber er fühlte sich plötzlich vollständig verlassen, sonderbar isoliert, wie ausgestoßen von aller Welt. Als er auf die Kasinotreppe hinaustrat, blickte er mit langem, ruhigem Erschaun den Himmel, die Bäume, die Kuh am Zaun gegenüber, die Sperlinge, die sich im Wegstaub badeten, an und dachte: "Sieh, alles lebt und webt und ist tätig, wächst und leuchtet — ich habe aber nichts mehr nötig und für nichts Interesse. Ich bin allein."

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

r. Klara Müller-Zahne ist am 4. November gestorben. Aus ihrem kraftstolzen Roman "Ich bekenne", den wir im Dezember vorigen Jahres zum Abdruck brachten, und in dem sich Dichtung und Wahrheit in künstlerischer Weise mischten, kannten wir ihr Leben. Es war kein gewöhnlicher Lebensgang. Am 5. Februar 1861 bei Belgard als die Tochter eines evangelischen Geistlichen geboren, hat sie nach dem frühen Tode des Vaters für sich, die kranke Mutter und die unmündige, schwächliche Schwester den Kampf um den Unterhalt aufnehmen müssen zu einer Zeit, da sie eben das 13. Jahr überschritten hatte. Und dieser Kampf führte zum Sieg. Zum Sieg über die Wirrungen und Konflikte, in die sie ein vom Vaterhaus überlieferter Glauben, eine Welt- und Gesellschaftsanschauung veralteter, stodiger Prinzipien hineintrieb. In einem kaufmännischen Bureau bildete sie sich zum Kontordienst aus und arbeitete in verschiedenen Geschäften, bis Krankheit sie zur Aufgabe dieses Berufes zwang. Italien brachte ihr Heilung.

Unserer Partei widmete sie ihr Können und ihr Wollen. Ihr Können lag in der praktischen Betätigung ihrer Anschauung durch Agitationsreisen in Pommern, ihr Wollen gipfelte in den Dichtungen, mit denen sie das Ringen des arbeitenden Volkes nach Freiheit begleitete. Sie besah den reinen Ton edelster Begeisterung, die in ihren "Sturmliedern vom Meer" mächtige Mängel entzesselt; sie formte die Empfindungen der liebenden Frauenseele zu schlichten Strophen in der Gedichtsammlung "Mit roten Kreisen". In ihr rief die Gelegenheit die Dichterin auf. Darum fühlen wir die Wirkung ihrer Kunst in der unmittelbaren Wirkung eines leidenschaftlich erregten Erlebnisses. Sie war eine soziale Dichterin in der Wahrheit ihrer dichterischen Arbeiten, der Verstellung und Halbheit verhaßt waren. —

tn. Eine ideale Ehe. Es dämmerte schon. Noch immer aber sah Herr Kneifel hinter seinem Zeitungsblatt und überlegte, wie er es anfangen sollte.

Ihn in solche Angelegenheiten zu bringen! Sie traueten doch, wie schwer er von Hause loskommen konnte. Seine Gattin gewährte ihm vierzehntägig einen Ausgehtag; eine Sitzung des Klubs mußte er stets überschlagen. Nur wenn "außerordentliche Sitzungen mit außerordentlich wichtiger Tagesordnung" angefragt wurden, brachte er's zuweilen fertig, sich einen Extrafreiertag zu verschaffen. Deshalb

war auch der Schriftführer angewiesen, an alle Mitglieder bei solchen Gelegenheiten besondere Einladungen zu senden, in denen durch auffallende Unterstreichungen die Notwendigkeit des Erscheinens sämtlicher Mitglieder hervorgehoben wurde, damit die Ehegattinnen es nicht übersehen.

Heute blieb diese Einladung aus. Gerade heute, wo es die wichtigste Tagesordnung des ganzen Jahres zu erledigen galt. Einziger Punkt: „Verwendung des angeammelten Vereinsvermögens“. Drei Mark kamen in die Armentasse; das übrige in die Beutel verschiedener Kneipwirte. Kneisel hielt es einfach für seine moralische Pflicht, an der Erledigung dieser außerordentlich wichtigen Tagesordnung mitzuarbeiten — und wenn's bis zum andern Morgen dauerte. Und nun hatte dieser verdammte Schriftführer die Einladung vergessen. Oder die Post hatte sie verbummelt. Gleichviel aber — Kneisel sah in Rötten.

Mutter Kneisel merkte den Braten natürlich schon lange. Es war so eine nervöse Unruhe in ihrem Gatten. Und dann drückte er wieder so unbeweglich hinter seinem Zeitungsblatt. Sie wappnete sich also und verlor alle Augenblicke eine Maske von der Stridnadel, weil sie den Moment nicht erwarten konnte, bis es zum Zusammenstoß kam.

Es dauerte noch ein Weilchen. Kneisel nahm eben zum dritten Male die vierte Seite mit dem Warenhausinserat vor und meinte, die Sache recht schlau anzufangen, indem er sagte: „Wie billig man jetzt schon Wassergläser zu kaufen kriegt!“

„Gläser! Natürlich: Gläser!“ sagte Frau Kneisel. Er ärgerte sich, daß sie ihn gleich durchschaut hatte. Deshalb ging er zum Angriff über: „Wir können ja auch von Kaffeelannen reden.“

„Der Kaffee,“ Frau Kneisel zitterte, „der Kaffee hat noch keinen umgebracht.“

„Doch. Kaffee ist Gift fürs Herz.“  
„Gift fürs Herz! Für mein Herz sind Aufregungen Gift! Darauf brauchst Du natürlich keine Rücksicht zu nehmen. Wenn Du Dich man amüsterst.“

Wertwüßig. Herr Kneisel seufzte. Er hatte doch noch gar nichts gesagt. Aber die Frauen waren wohl geborene Gedankenleserinnen. Er begab sich also vorläufig wieder aus dem Warenhaus in die hohe Politik, während seine Gattin die Lampe anzündete: „Manche Leute können im Stockbuntdln lesen.“

„Zum Donnerwetter —!“ Herr Kneisel wollte auffahren, weil sich's in der Wut leichter redet, aber da klingelte es. Vielleicht der Briefträger, dachte er und schwieg.

Kein. Fräulein Verta, seine Nichte, kam.  
Zum Verzweifeln.  
„Na,“ sagte Fräulein Verta mit strahlendem Gesicht, während sie das Jackett ablegte: „Nun ist es so weit. In vier Wochen heiraten wir.“

Frau Kneisel vergaß für den Augenblick die eigenen Sorgen: „Glück zu, liebes Kind! Hoffentlich wirst Du glücklich und Dein Mann ist solide.“

„D, Max —“, Verta schlug nur die Augen auf. Kneisel sah nach der Uhr. Es war die höchste Zeit. Er faßte einen tollkühnen Entschluß, streckte Verta gratulierend die Hände entgegen, legte sein Gesicht in mißmutige Falten und sagte: „Lass' Max nie einem Klub beitreten. Es vernichtet das Familienleben. Wir haben heute schon wieder so eine dumme Sitzung.“ Gott sei Dank, es war draußen.

Frau Kneisel sagte nur: „Was?!“ Mit drei Ausrufungszeichen.

Er hörte es nicht. „Also in vier Wochen, Verta?“  
„Ja“, sie sah ihn strahlend an, „in vier Wochen schon, — nein: erst —.“ Sie errödete.

Er streichelte ihr die Wangen: „Dist'n liebes Kind, Verta.“ Es war ganz gut, einen Verbündeten zu haben.

Frau Kneisel setzte irgend etwas knallend auf den Tisch: „Ich bin natürlich 'n Drache. Ich.“

„Rein.“ Kneisel lächelte verzerrt. „Hab' ich das gesagt?“  
„Das hat Onkel wirklich nicht gesagt, Tante.“

„Jetzt nicht.“  
„Liebe Verta“, ermahnte Kneisel seine Nichte, erschwere Deinem Mann nie die so wie so schon unangenehmen Pflichten.“

„Du hast ja gar keine Einladung gekriegt!“ schrie kaum bezähmt, Frau Kneisel.

„Ja“, sagte er. „Ich traf gestern den Schriftführer.“  
„Du!“ Sie drohte. „Mach' keine Fiselmatenten.“

„Entschuldige, Auguste.“ Kneisel blieb männlich. „Ich hab' Eile, muß mich anziehen.“ Er ging hinaus.

Frau Kneisel erstarrte. Das war noch nicht vorgekommen.  
„Reg' Dich doch nicht auf,“ hat Verta.

Ihre Tante nahm das Taschentuch und fuhr sich über die Augen: Wenn er sich wenigstens mit mir verständigen wollte. Aber nein. Immer tyrannisch. Die Frau, liebe Verta, hat zu schweigen. Du wirst's ja auch bald erfahren.“ Sie schluckte.

„D,“ sagte Verta, „Max und ich —“  
Auguste winkte mit dem Taschentuch: „Vorher, ja.“ — —

„Weine doch nicht, Tanten.“  
„Win ich denn eine Kantippe? — Win ich denn —? Hab' ich ihm ein einziges hartes Wort gesagt?“

„Jetzt nicht.“ Kneisel trat, fertig zum Aufzuge, herein. Er war sehr lustig, sehr jovial. Und hatte sich einen reinen Grund

zurechtgelegt. Er hob seiner Frau das Kinn: „Sieh mal, Gustchen, die Sache liegt so —“

„Entschuldige, sagte Auguste“, „ich muß hinaus.“ Sie ging.

„Siehst Du, liebe Verta, so ist sie: läuft hinaus, wo ich ihr die Sache klar machen will. Werl Dir's: Die Hauptsache ist: sich immer friedlich und gütig zu verständigen. Nicht so kurz angebunden.“

„Ja. Aber eigentlich bist Du doch auch hinausgegangen?“

„Das,“ sagte Onkel Kneisel, „das —, das ist ganz etwas Anderes. Im Grunde ist es auch das einfachste. Worte führen doch zu nichts.“

„Eigentlich ja.“ Verta dachte nach.  
„Sieh mal,“ belehrte sie Onkel Kneisel mit weiser Miene weiter, „auf die Art sagt man sich keine harten, kränkenden Worte.“

„Ja, nicht wahr?“ Seine Nichte war ganz begeistert und lief der eben wieder eintretenden, zum Kampfe gerüsteten Tante entgegen.

„Nur keine harten, kränkenden Worte! Ach, Tante, jetzt verstehe ich's. Ihr führt doch eigentlich eine recht ideale Ehe.“

„Das tun wir.“ Kneisel stand schon an der Tür.

Und Auguste, die sich eben noch unter den Armen der Nichte wand, erwiderte ihre Zärtlichkeit: „Werdet so glücklich, Kinder, wie wir! Gib mir einen Abschiedsküß, Kneisel.“

Er tat's bereitwillig und hörte ein leises, drohendes: „Morgen!“ Verta hörte nichts, ihr standen Tränen der Nührung in den Augen. —

an. Das Palmöl ist eins der wichtigsten Erzeugnisse tropischer Länder und bildet namentlich in gewissen Gebieten Afrikas das einzig nennenswerte Produkt. Das Del der Palme *Elais guinensis*, die an der Westküste Afrikas bis in die Gegend der großen Seen überreichlich wächst, veranlaßt einen Handel, der auf rund 50 Millionen Mark jährlich veranschlagt wird. Der Baum ist recht genügsam und kommt auch auf sehr trockenem Boden fort, obgleich er einen großen Ertrag an Del doch nur an den Flußläufen und in feuchten Tälern liefert. Der Baum wächst sehr rasch und eignet sich deshalb und wegen seiner herrlichen Blätter auch zur Zucht im Warmhaus ganz besonders. Der fertiger Stamm wird etwa 15 Meter hoch. Diese Palme scheint den Eingeborenen Afrikas auch den berühmten Palmwein. Zudem benutzen sie ihr Holz zum Bau, die Blätter zur Bedeckung der Hütten. Das aus den Früchten gewonnene Fett und Del bringt aber doch den meisten Nutzen und wird von den Eingeborenen auf erhebliche Entfernung nach der Küste geschafft. Die Schwarzen an der Goldküste wollen den Wert einer Delpalme auf etwa 20 Mark schätzen. Der Baum blüht mehrere Male im Jahre und trägt Früchte von der Größe einer Pflaume, die lebhaft rot oder orange gefärbt sind. Sie sitzen in der Achsel der Blätter, wo sie durch Dornen geschützt sind. Das saftige gelbliche Fleisch der Früchte liefert das Del und umschließt einen harten Kern mit einer weißlichen Ruß, woraus in Europa durch besondere industrielle Verfahren ein Fettstoff herausgezogen wird. Das Del dagegen ist fast ausschließlich ein Fabrikat der Neger, die sich dazu ganz eigentümlicher alter Mittel bedienen, die ein Aufsatz des „*Mouvement Geographique*“ schildert. Das Einsammeln der Früchte erfolgt vom Januar bis in den Juni hinein. Ein Schwarzer klettert an der schlanken Palme hinauf und schlägt mit einem kurzen Schwert die Früchte ab, die dann in ein Loch geworfen und mit Blättern bedeckt werden. Dann kommen sie in große Töpfe, die über einem Ofen mit schwachem Feuer erhitzt werden. Der Inhalt der Töpfe wird mit etwas Wasser verjagt und sieben bis acht Stunden lang wieder und wieder ungerührt, bis die Früchte weich geworden sind. Weiterhin bringt man sie in hohle Baumstämme oder auch in daraus verfertigte Röhren, wo sie von Frauen drei bis vier Tage lang unter eintönigen Gesängen zerstampft werden. So wird das Fleisch von dem Kern getrennt, letzterer beiseite geworfen und ersteres von neuem gekocht. Allmählich setzt sich dann das Del ab und sammelt sich an der Oberfläche. Dann wird es in Kalebassen gefüllt, weiter in irdene Gefäße, wo es sich beim Erkalten zu einer wachsähnlichen Masse verdickt. Das ausgekochte Fleisch der Palmfrüchte wird schließlich noch ausgepreßt, um möglichst alles Del daraus zu erhalten. Die wichtigsten Handelsplätze für Palmöl sind Hamburg, Liverpool und Marseille. Die Tonne wird den Händlern mit etwas über 150 M. verkauft. Die Schwarzen haben sich übrigens schon recht auf die Verfälchung dieses wertvollsten Erzeugnisses ihres Gebietes eingelübt, so daß mitunter ungläubliche Dinge in sogenannten Palmöl entdeckt werden. —

**Theater.**

Lustspielhaus. Die heilige Sache. Komödie in drei Akten von Lothar Schmidt. Es ist billige Komödienarbeit, die Lothar Schmidt geliefert hat; keine der Personen zeigt eine psychologische Vertiefung, durch die sie stärker interessieren könnte, die Handlung, soweit von einer solchen überhaupt gesprochen werden darf, hätte in einem einzigen Akte reichlich Raum gefunden, und die Satire bewegt sich vielfach in ausgetretenen Bahnen. Immerhin war das Ganze doch so weit mit Theatergeist arrangiert und durch amüsante Sticheleien belebt, daß eine gute Aufführung wie die des Lustspielhauses vorwiegend unterhaltend wirkte, jedenfalls nicht das Gefühl der Langeweile aufkommen ließ. Marie Reisenhofer entschied den Erfolg. Die bei aller Eleganz so phlegmatisch kühle Tonart, die ihr eigen, paßte vorzüglich zur Figur der ehemaligen Opersängerin, nunmehrigen Gräfin und gelegent-

lichen Hochstaplerin Rodungen, gab dem Kontrast von Prätension und Sein eine eigenartig pikante Lustigkeit, die für viele Mängel des Stückes entschädigte.

Die heilige Sache, der sich das ruinierte gräfliche Paar unter Protektion eines Kammerherrn, Oberhofpredigers usw. mit Hingebung widmet, ist das christliche Wohltun. Mit Hilfe dieser, wenn nur richtig ausgeübt, so lukrativen Tugend denkt die erfahrene Frau Gräfin die verschwundenen Moneten zurück zu erobern, ihrem Trottel von Gemahl zu einer Intendantur am Hoftheater, wofür er sich durch seinen Namen, wie durch seinen Mangel an Talenten gleichmäßig qualifiziere, dem Töchterchen zu einer glänzenden Partie in der Gesellschaft zu verhelfen. Sie läßt es sich etwas kosten und handelt völlig ohne Ansehen der Person; es gilt ihr gleich, von wem sie die Taufende, die sie in den Listen zeichnet, pumpt, wie auch, wem sie zugute kommen. Können es nicht die abgebrannten Gutsarbeiter eines Mitgliedbes des Herrscherhauses sein, weil die betreffende Hoheit plötzlich beim Könige in Ungnade gefallen, so muß man eben andere, geeignetere und oben wohlgefällige Objekte suchen. Was sie von den übrigen Herrschaften, die mittun, unterscheidet, ist nur eine graduelle Differenz. Jener ist das Wohltun so gut wie ihr ein bloßes Mittel, nur daß jene es sich aus der eigenen Tasche leisten können und es mehr als Sport gesellschaftlicher Eitelkeit, denn als planmäßigen Beute- und Karrierefeldzug betreiben. Der zweite Akt bringt einige zum Teil hübsch pointierte Episoden aus einem hochfeudalen Wohltätigkeitsfest. Die Gräfin, die daselbe inszeniert hat, erlebt den Triumph, daß der Prinz sich daran beteiligt, zugleich aber auch die böse Blamage, daß eine Verkäuferin als Diebin entlarvt wird und der Kassierer mit der Tageskasse durchgeht. Der Feldzug scheint verloren, eine Beförderung des Grafen unwahrscheinlicher als je. Der Kredit ist erschöpft und dabei drängt der lang vertröstete Hotelier nunmehr energisch auf Zahlung. Rodungen erwägt die Todesart, die sich zu einem standesgemäßen Abgang aus dem Leben am besten eignen würde. Doch Siddy, in ungebrochen königlicher Haltung dem Wirt entgegengetreten — zählt, zum grenzenlosen Staunen des Mannes. Sie hatte die Gelber, ehe der Kassierer floh, aus der Kasse genommen und erklärt nun mit achselzuckendem Bedauern dem gräflichen Gemahl, daß sie unter den obwaltenden Umständen das Sühnchen eben für private Zwecke brauchen müsse. Hoheitsvoll verzichtet sie darauf, die bei dem Fest ertappte Diebin anzuzeigen. Ihr gehört der Sieg. Der Kammerherr bringt Nachricht, daß der Prinz trotz des Skandals sich entschlossen habe, Rodungen zum Intendanten zu ernennen; und die Tochter, die anfangs so entschieden rebellierte, wird nach einer kleinen Liebesenttäuschung auf die gute Mutter hören und sich mit dem reichen Rosenbusch verheiraten lassen. Die Szenen dieses letzten Aktes sind in ihrer ungezügigten Zornie die besten der Komödie.

In Nebenrollen zeichneten sich aus Herbert Paul Müller als Kammerherr, Marie Wendt in der Vadschrolle der Komtesse, vor allem Herr Marx, der den semitischen Streber Rosenbusch sehr drollig karikierte. —

**Berliner Theater.** **Kiwito.** Lustspiel in 4 Akten von Ferdinand Bonn. Die Stücke Bonns haben wenigstens einen aufrichtigen Verehrer, ihn selbst. Nachdem der neue Direktor mit „Andalofia“, dem „deutschen Zingling“, sein Regime eröffnet, hat er jetzt ein angelegliches „Lustspiel“ des beliebten Verfassers, das bereits vor Jahren in Berlin aufgeführt wurde, für die Besucher seines Theaters ausgegraben, — ein traurig mißratenes Ding, das trotz krampfhafter Bemühung in vier langen Akten es nirgends auch nur zu einer halbwegs erträglichen Possentomil bringt, von Lustspielstimmung ganz zu schweigen. Das magere Vergnügen, Bonn, den vielgewandten Schauspieler, einmal im Japanerkostüm zu sehen und deutsch radebrechen zu hören, wird durch die Reiz, die dieses Stück bereitet, nur allzu teuer erkauft. Endlos öde Gespräche wechseln mit noch öderen an den Haaren herbeigezogenen Kulissenpöfchen ab. Das einzige, was einem hinsichtlich des Zweckes klar erscheint, ist, daß Bonn-Kiwito möglichst oft auf die Bühne kommen, möglichst lange dort verbleiben und möglichst viele Mätzchen machen soll. Mag vielleicht auch sein, daß dem Verfasser etwas wie der Gedanke vorschwebte, den Japaner als Kontrastfigur zur Persiflage unserer Zustände und Sitten zu benutzen. Indes wie versifiziert er! Da tritt z. B. ein „symbolistischer“ Dichterling, von Uebermeier, auf, der Kotelets von einer Gesellschaftstafel wegstiehlt und was dergleichen artige Scherze mehr sind. Als sich dieser Glende eine despektierliche Bemerkung über patriotische Kunst erlaubt, wird er von Bonn-Kiwito grandios zu Boden gedonnert. Ein sprungfederbrüchiges Sofa, das die sich Niederlegenden in die Luft schleudert, eine ausgehobene zur Tischplatte verwandelte Tür bilden die gegenständlichen Requisiten dieses Lustspielhumors.

Zu der Premiere sollen gallionierte Theaterdiener die Zuschauer, die den obligaten Applaus stürten, sehr handgreiflich zur Ruhe gewiesen haben. Bei der Wiederholung am Sonntag wurde keine Opposition laut, dagegen war für Beifall wiederum sehr gut gesorgt. —

**c. s. Freie Volksbühne, Metropoltheater:** „Die Wölfin“ von Giovanni Verga. „Fräulein Freischolz“ von Clara Wiebig. — Es liegt eine

düstere Stimmung über dem sizilianischen Stück. Eine große Kraft formt aus dem Alltagsleben eine Tragödie von brutaler Gewalt. Diesen Szenen aus dem sizilianischen Volksleben haftet etwas Bezwingendes an. Die Gestalten haben etwas Typisches und doch sind sie fest umrissen. Nicht neben dem Trivial-Alltäglichen liegt das Hinreißende-Elementare. Soeben noch Alltagsgespräche, und plötzlich werden alle Schranken niedergeworfen. Es tritt die unbegreifliche Kraft ungebändigter, zügelloser Sinnlichkeit auf den Platz, und die ganze unheimliche Gewalt des Triebhaften, Instinktiven beherrscht den Menschen.

In diesen Szenen weht, wenigstens da, wo die Höhepunkte erreicht werden, der Atem der griechischen Tragödie. Es ist daselbe noch primitive, ungebändigte Auswirken der Leidenschaft, durch die die antike Tragödie wirkt. Nur ist das Ganze aus dem Leben nicht herausgehoben. Es ist dem Bedeutungsvollen mit Absicht kein Rahmen gegeben worden, und so mischt sich Leben und Kunst. Auf die Gestaltung verzichtet bewußt der auf ein Programm eingeschworene, begabte Autor. Dennoch liegen in diesem Motiv der von leidenschaftlicher Liebe zu dem Mann ihrer Tochter ergriffenen Frau alle Keime einer großen und echten Tragödie, die nur auf den großen gestaltenden Dichter warten, um zu voller, tragischer Kunst zu erstehen. Diese Pina, die man um ihres rückwärtslosen Charakters willen die Wölfin im Dorf nennt, wirkt zum Schluß so echt und hinreißend, wie eine sinnlos daherkommende Naturkraft, an deren Gewalt wir uns erfreuen. Es ist eine Gestalt, die eingehender Behandlung wert ist. Wie ein rasendes Tier stürzt sie auf ihr Opfer, den phlegmatischen, guten Nanni, der ihrer wütenden Leidenschaft stumm und verständnislos gegenübersteht, wie der Fels, der das Anbränden der hochaufliegenden Wogen und das Geheul der Stürme nicht versteht. Nur dann, wenn das Feuer der Leidenschaft so hoch ausschlägt, daß es seine Trägerin fast verzehrt, dann spürt auch er die Gewalt und ist entsetzt über die Bluthige, die ihn in ihren Bereich ziehen will.

Die Hauptrolle lag in den Händen von Rosa Vertens, die dieser in knappen Strichen hingezichneten Lebensschilderung eine düstere Gewalt des Temperaments lieh, die dieses Weib aus dem Wolle zu einer tragischen Erscheinung macht. Man glaubte ihr die Leidenschaft, und sie überzeugte selbst in den gewaltsamsten Momenten. Nicht leicht ist diese Linie der Kunst in der Darstellung hier festzuhalten, wo das Triviale dicht neben dem Tragischen liegt. Szenen wie die, wo die „Wölfin“ in rasendem Schmerz über die bis zur Wut sich steigende Leidenschaft neben dem Stuecht, der sie verächtlich, sich zu Boden wirft und unaufhörlich schluchzt, bleiben im Gedächtnis. Noch stärkere Wirkung übt der Moment, wo Pina vom Lande hereinkommt und dem Manne, dem sie ihre Tochter und ihr Bestitztum gab, zum ersten Male wieder gegenübersteht; ungefüllt ist ihre Leidenschaft. Sie selbst schlepft sich herein wie eine Gezeichnete und sowie sie an der Tür erscheint, scheint eine düstere Wolke eines unabwendbaren Geschehes die Szene zu verdunkeln. Dieses Gescheh vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Der Mann hebt das Beil gegen sie, und sie stürzt dem Tode wie einer Erlösung entgegen. „Ja — mach ein Ende“ — lauten ihre letzten Worte, mit denen sie sich über sich selbst erhebt.

Nach diesen tragisch verdichteten Lebensszenen wirkte der nach einer schnell hingeschriebenen Prosafasszige flüchtig aufgearbeitete Einakter von Clara Wiebig nicht besonders. Es fehlt an künstlerischer Gestaltung; die Lebenswahrheit der darin geschilderten Gestalten ist nur oberflächlich und entbehrt der feineren Durcharbeitung. —

**Notizen.**

— Für die am Donnerstag im Deutschen Theater stattfindende Aufführung des „Kaufmann von Venedig“ hat Engelbert Humperding die Musik komponiert. Die Kostüme sind nach Zeichnungen von Emil Orlik angefertigt. —

— Die Uraufführung von Bayerleins neuem Stück „Der Großnecht“ findet am 30. November im Thalia-Theater zu Hamburg statt. —

— Hermann Vahr ist mit seinem neuen Schauspiel „Die Andere“ an einem Abend zweimal durchgefallen. Im Schauspielhaus zu München sangt, im Leipziger Schauspielhaus mit Paulen und Trompeten. —

— Josef Reiters „Der Totentanz“ brachte es bei der Uraufführung in Dessau zu keinem rechten Erfolge. —

— Unter den jüngsten Funden aus Pergamon befindet sich, nach der „Frankf. Ztg.“, das vollständige Hausgerät eines Zauberers. Es besteht bis auf einige magische Steine aus Bronze, darunter ein schweres, mit Beschwörungszeichen bedecktes Gestell und eine drehbare, runde Metallplatte. —

Eine Efeu-Brücke wird die Stadt Düsseldorf anlegen, um ein schönes Landschaftsbild in ihrer Nähe nicht zu zerstören. Zur Herstellung einer Verbindung zwischen den städtischen Wäldern in der Hardt und dem Grafenberg soll die Darmen-Schwelmer Provinzialstraße überbrückt werden. Da ein eiserner Bau schlecht in die Landschaft passen würde, soll die Brücke aus Beton hergestellt und mit Efeu und wildem Wein überrankt werden. —

— Zurzeit werden etwa 48 Proz. sämtlicher russischer Lokomotiven mit Anthrazit und Steinkohle, 40 Proz. mit Erdöl und Erdölbrüchständen und etwa 12 Proz. mit Holz geheizt. —